

Metaphern des Kampfs in Interviews mit Alkoholkonsumierenden

Zusammenfassung: Denkmuster des Kämpfens spielen im (missbräuchlichen oder abhängigen) Alkoholkonsum von Männern eine bedeutende Rolle. Damit korreliert ein besonderes Ausmaß von personenbezogenen Straftaten und Alkoholkonsum. Die Metaphertheorie nach Lakoff und Johnson ermöglicht es, solche metaphorischen Modelle des Denkens, Fühlens und Handelns in systematischer Form zu rekonstruieren. Die Metaphorik des Kampfs und ihre Funktionalität für die Identitätskonstruktion der Betroffenen sollen in diesem Artikel, der an meinen Vortrag beim GwG-Jahreskongress angelehnt ist, herausgestellt werden. Im Sinne des Ansatzes von Rogers wird Wert darauf gelegt, mit klientengenerierten statt mit therapeutengenerierten Metaphern zu arbeiten.

1. Was für ein „Ding“ ist die Metapher?

Die Existenz eines Substantivs wie „Metapher“ suggeriert, dass hinter dem Wort ein kompaktes Phänomen steht. Diese Vorstellung ist sehr irreführend. Bei Aristoteles heißt es: Eine Metapher „ist die Übertragung eines Wortes [...] nach den Regeln der Analogie. [...] das Alter verhält sich zum Leben, wie der Abend zum Tag; der Dichter nennt also den Abend ‚Alter des Tages‘, oder, wie Empedokles, das Alter ‚Abend des Lebens‘ oder ‚Sonnenuntergang des Lebens‘“ (Aristoteles, Poetik, Kap. 21).

In diesem Sinn sind Metaphern bildliche Ersetzungen auf der Wortebene. Aristoteles trennt zwischen einer wörtlich-wirklichen Bedeutung („Alter“) und poetisch-metaphorischer Beschreibung („Sonnenuntergang des Lebens“). Metaphern sind in dieser Perspektive rhetorisch und poetisch, nicht logisch, da blenden sie nur. Eine ganz andere, gegenwärtige Definition hat sich im Kontext des NLP ergeben:

„Metaphern in Form von Märchen, Gleichnissen und Anekdoten werden bewußt oder unbewußt von Therapeuten benutzt, um den Klienten bei der Durchführung der gewünschten Veränderungen zu unterstützen“ (Gordon, 1986, S. 26).

Metaphern sind hier analoge Bildungen in Form von Geschichten (d. h. Allegorien), die mit einer gewissen strukturellen Ähnlichkeit erzählt werden, um auf eine verdeckte Weise den KlientInnen kognitive Alternativen zur Verfügung zu stellen. Ähnlich wie bei Aristoteles sind BeraterInnen und TherapeutInnen poetisch kreativ. Beide Begriffe der Metapher haben jedoch in der heutigen linguistischen oder sozialwissenschaftlichen Forschung keinen Anschluss gefunden. Hier dominiert eine dritte Definition der Metaphorik von George Lakoff und Mark Johnson:

„Wir haben dagegen festgestellt, daß die Metapher unser Alltagsleben durchdringt, und zwar nicht nur unsere Sprache, sondern auch unser Denken und Handeln. Unser alltägliches Konzeptsystem, nach dem wir sowohl denken als auch handeln, ist im Kern und grundsätzlich metaphorisch. [...] Das Wesen der Metapher besteht darin, daß wir durch sie eine Sache oder einen Vorgang in Begriffen einer anderen Sache bzw. eines anderen Vorgangs verstehen und erfahren können“ (Lakoff, Johnson, 2018, S. 13).

Ein Beispiel dafür, dass wir im Alltag metaphorisch denken und handeln, liefern Lakoff und Johnson mit dem Phänomen des Diskutierens, das als Kampf erlebt wird: „Ihre Behauptungen sind *unhaltbar*. – Er griff *jeden Schwachpunkt* in meiner Argumentation an (...). Ich *schmetterte* sein Argument ab. – Ich habe noch nie eine *Auseinandersetzung* mit ihm gewonnen. – Sie sind anderer Meinung? Nun, *schießen Sie los!* – Wenn du nach dieser Strategie vorgehst, wird er dich *vernichten*. – Er *machte* alle meine Argumente *nieder*“ (ebd., S. 12).

Die Beispiele machen deutlich, dass hier nicht poetische Worte (Aristoteles) oder Geschichten (Gordon) vorliegen, sondern ein affektiv-kognitives Muster, welches das Handeln und Denken anleitet. Es geht also Lakoff und Johnson nicht um einzelne Metaphern, sondern um tiefer liegende Muster hinter mehreren Metaphern. Lakoff und Johnson nennen ein solches Muster ein „metaphorisches Konzept“. Der bewusste Gebrauch von Metaphern ist in dieser Perspektive eine mögliche, aber nicht die typische Form des Umgangs mit Metaphern. Es existiert nur eine einzige Gemeinsamkeit mit den Definitionen von Aristoteles und Gordon: Es geht um die Übertragung von Bedeutungen von einem Quellbereich (hier: Kampf) auf einen Zielbereich (hier: Diskussion). Diese Quellbereiche bestehen aus älteren, sinnlich konkreten Erfahrungsmustern (u. a. der Kampf mit Geschwistern und Nachbarskindern), die auf neuere und abstrakte Phänomene übertragen werden (Diskussionen, das Leben insgesamt ...). Ein solcher reichhaltiger Begriff der Metapher ermöglicht es, in sozialwissenschaftlichen, pädagogischen und psychologischen Domänen wieder über Sprache neu nachzudenken. Überall kann die Frage neu beantwortet werden, woraus die kollektiven und individuellen Muster bestehen, in denen wir unerkant leben. Auch wir als BeraterInnen und TherapeutInnen betrachten neue und fremde Bereiche in Bildern alter Muster. Blättert man sich zum Beispiel durch die Beratungsliteratur im Hinblick auf den Umgang mit Metaphern, dann ist die Rede davon, dass Metaphern „ein Werkzeug“ seien, das „eingesetzt“, „angewendet“ oder „genutzt“ wird, dass dies „wirkungsvoll“ sei, dass mit Metaphern „gearbeitet“ würde. Aber stimmt das denn? In welcher Hinsicht ist diese Metapher, dass Metaphern ein Werkzeug sei-

en, eine sinnvolle Metapher, in welcher nicht? Als funktionale Aspekte dieses Sprachbilds lässt sich sagen: Die Werkzeugmetapher konstruiert die Möglichkeit einer zielgerichteten Aktion in der Beratung. Sie erzeugt die Vorstellung, dass der Gebrauch einer Metapher so gut kontrolliert werden kann wie ein Werkzeug. Sie stützt die Imagination, dass Beratende und Therapierende ein instrumentelles Fachwissen besitzen. Die dysfunktionalen Aspekte der Werkzeugmetapher in Beratung und Therapie sind allerdings nicht zu übersehen: Die Werkzeugmetapher impliziert eine expertokratische Rolle der Therapierenden und Beratenden, KlientInnen sind in der Logik der Metapher allenfalls zu bearbeitende Objekte: Was heißt „Arbeitsbündnis“ in der Perspektive von Hammer, Nagel und Wand? Zudem werden Metaphern von KlientInnen in der Logik des Werkzeugmodells nicht begreifbar. Die Werkzeug-Metaphorik trägt daher zur Reflexion des Themas kaum etwas bei und ist nur eine (problematische) Metapher unter anderen.

Das ist auch eine Einsicht der Metapherntheorie von Lakoff und Johnson: Jedes metaphorische Konzept hebt einen Aspekt eines Phänomens hervor und verdunkelt einen anderen. Es gibt keine idealen, die Welt verschattungsfrei beleuchtenden Metaphern. Ferner: Da sich auch die einfachsten Redewendungen beim zweiten Blick als Metaphern darstellen, gibt es kein Sprechen ohne Metaphern. Man kann also das Watzlawicksche Axiom, dass man nicht nicht kommunizieren könne, in unserem Fall reformulieren: Man kann nicht nicht-metaphorisch sprechen. Somit stellt sich die Frage, in welchen Metaphern wir Metaphern betrachten sollten. Ich schlage die Auffassung vor, dass wir sowohl als KlientInnen wie auch als BeraterInnen in einem Netz von Bedeutungsmustern leben. Manchmal hält uns dieses Netz, manchmal sind wir darin blind verstrickt und müssen es entwirren. Diese Betrachtung hat Folgen für die Ausbildung von Beratung.

2. Die Kampfmetaphorik des Alkoholkonsums

Vorweg: Es lassen sich nicht nur Kampf-Metaphern des Alkoholkonsums, sondern auch Substanz-, Gefäß- und Raummetaphern finden, die an anderer Stelle dargestellt werden (Schmitt & Heidenreich, 2019, S. 82-84), und auch in die Forschungsmethodik der Metaphernanalyse soll hier nicht eingeführt werden (Schmitt, Schröder & Pfaller, 2018). Hier soll auf die Kampf-Metaphern des Alkoholkonsums bei Männern eingegangen werden (vgl. für das folgende: Schmitt, 2009).

2.1 Metaphern der Stärke und Schwäche

Trinken beweist für mehrere Interviewte eine mutige und imponierende Männlichkeit: „Das war ... *als hätte man gemeinsam eine Tat vollbracht*. Und es wurde noch ausgewertet und *regelrecht anerkennend und lobend in Erinnerung an die im Suff vollbrachten Leistungen* gedacht. ... Ich habe zum Beispiel mal Kneipenverbot bekommen wegen einer im Vollrausch begangenen Sachbeschä-

digung. Das war dann nicht etwa Grund zum Schämen, sondern Anlass zu immer wieder von mir *ausgeschmückten Berichten* (...). Aber solche *Aktionen brachten ziemliches Ansehen* ein“ (J6, Hervorhebung durch den Verfasser).

Auch in anderen Interviews ist die Rede davon, dass das Trinken ein „Männlichkeitsbeweis“ war, dass man von den anderen als „erwachsen“ und „stark“ angesehen wurde und mutig wurde. Man wollte „imponieren“. Trinken war „Stärkebeweis“ und „Machtkampf“. Die metaphorische Inszenierung der Vorfälle als Heldentaten ist nicht sehr überraschend, auch nicht, dass die Kehrseite der durch den Alkoholkonsum forcierten Männlichkeit Schwäche und Demütigung ist: „Aber das wollte ich nicht, dass ich vielleicht als *Problemfall, als Versager oder eben als schwacher Mensch* gelte, der den Alkoholkonsum *nicht im Griff hat*“ (J6). Man wollte vor den anderen nicht als „Weichei“ dastehen, hatte „keinen Mut“ und hielt sich für einen „Versager“.

2.2 Kampf und Niederlage

Die Zuschreibung von Stärke und Schwäche geschieht vor dem Hintergrund, dass das Leben als Kampf metaphorisiert wird: „Das war praktisch ein *Kampf um das Überleben*, früh ist man schon hin und hat schon gelauert, dass Feierabend wird, dass man wieder trinken kann“ (R 3). Vor diesem letzten Stadium des als Kampf metaphorisierten Lebens stehen Selbstbilderungen als „Kampfrinker“, Flaschen werden „niedergemacht“ und auf einem Bahnhof wurde trinkend „richtig zugeschlagen“, solange der „Nachschub“ reichte. Im Stadium der Abhängigkeit werden die verlorenen sozialen Beziehungen bebildet, dass man „keine Rückendeckung“ mehr hatte und von den anderen „schon aufgegeben“ war. In der Entzugsklinik schließlich ist man „außer Gefecht gesetzt“.

2.3 Das Ende des Kampfs mit dem Alkohol und der neue Kampf

Die Anerkennung der Niederlage wird schließlich als Wendepunkt formuliert: „Der erste Schritt ist, zuzugeben, *machtlos* zu sein gegenüber dem Alkohol, *bedingungslos zu kapitulieren*“ (J1). Dieser Satz findet sich in Varianten bei Mitgliedern der Anonymen Alkoholiker. Es könnte vermutet werden, dass Schwäche und Demütigung, Kleinheit und Niederlage dazu führen, das Bild der Männlichkeit infrage zu stellen. Die Konkurrenz und andere Zwangszusammenhänge des Selbstdarstellungsgebarens, die zum Alkoholkonsum geführt haben, könnten durch den Zusammenbruch und den Wandel zur Abstinenz als grundlegendes Deutungsmuster verabschiedet worden sein. Das Gegenteil ist der Fall, denn auch Abstinenz wird als Kampf begriffen: In der Therapie wird ermutigt, „*sich besser zu wehren* und dass man das innerlich *auch besser verkraften* kann, dass man dann bei jeder Kleinigkeit *nicht wieder sich in die Ecke verkriecht* und seinen ‚besten Freund‘ sucht, *sondern dass ich auch wieder kontern tue*“ (R3). Man hat auch schwierige Tage „durchgehalten“ und muss weitere „durchstehen“, „bestärkt“ sich gegenseitig durch die Erfahrungen der „Mitstreiter“ und braucht das, weil viele Mitmenschen

nicht verstehen, „dass das täglich ein Kampf ist“. An der Kampfmetaphorik ändert sich wenig beim Übergang von Abhängigkeit zu Abstinenz: Das Deutungsmuster der starken und kämpfenden Männlichkeit verlagert sich vom Trinken in die Abstinenz, es wird kaum reflexiv gebrochen. Die Niederlage führt nicht zu einem Waffenstillstand oder Frieden.

3. Metaphernreflexive Arbeit und der Bezug zu Rogers

Carl Rogers war überzeugt, dass eine fehlende Symbolisierung einerseits von organismischen Bedürfnissen und andererseits von Widersprüchen im Selbst psychisches Leid verursacht. Wir könnten nun Rogers neu lesen und die Verbalisierung mithilfe von Metaphern in den Fokus nehmen:

„Der innere Bezugsrahmen ist die subjektive Welt des Individuums. Nur das Individuum allein kennt sie völlig. [...] Empathisch zu sein bedeutet, den inneren Bezugsrahmen des Anderen möglichst exakt wahrzunehmen, mit all seinen emotionalen Komponenten und Bedeutungen, gerade so, als ob man die andere Person wäre, jedoch ohne jemals die ‚als ob‘-Position aufzugeben“ (Rogers 1987, S. 37).

Es ginge also darum, den – in unserer Sicht: metaphorischen – Bezugsrahmen von Menschen zu verstehen, den sie in ihrer Biografie als metaphorische Muster in der Auseinandersetzung mit der sozialen Mitwelt entwickelt haben. Das „Selbst“ ist in dieser Perspektive von metaphorischen Konzepten strukturiert („Kampf“ oder andere). Was heißt das für die das personenzentrierte Gespräch?

Wickmann und Campbell (2003) haben sich die Metaphern angeschaut, in denen Rogers in der verfilmten Beratung mit Gloria spricht. Nach ihrer Analyse dominieren drei metaphorische Konzepte: das Selbst als Behälter (innen/außen), Wissen ist Fühlen und (das gegenteilige) „Wissen ist sich durch die Augen der anderen sehen“. Wickmann und Campbell verstehen Rogers' Gesprächsarbeit darin, Glorias metaphorisches System zu verstehend zu rekonstruieren und anhand ihrer Wünsche eine daraus zusammengesetzte Metapher als Ziel zu formulieren. Wickmann und Campbell arbeiten anhand von weiteren Zitaten Rogers heraus, dass er unglücklich war, auf das „Spiegeln von Gefühlen“ reduziert zu werden – vielleicht lässt sich sein komplexes Arbeiten erst mithilfe einer Metaphernanalyse verstehen:

„Rogers effectively worked to expand understandings and implications within her existing metaphors rather than impose his own. In fact, we suggest that Rogers's intuitive ability to work within metaphoric frameworks seemed to come from (a) deliberately using the same language; (b) formulating the logical entailments of what had just been said; and (c) at all times, purposefully working to form a therapeutic alliance“ (ebd., S. 19).

Diese drei Elemente von Rogers' Ansatz, die Sprache der KlientInnen zu nutzen und innerhalb ihres metaphorischen Denkrahmens zu bleiben, die logischen Implikationen des Gesagten zu entwickeln und jederzeit die therapeutische Beziehung zu entwickeln, lassen sich in unserem Buch wieder finden (Schmitt & Heidenreich, 2019). Wir schlagen vor, dass BeraterInnen und TherapeutInnen eine metaphernanalytisch fundierte Selbsterfahrung durchlaufen, um der eigenen Metaphern gewahr zu werden. Wir halten es für zentral, die Metaphern der KlientInnen zu validieren und innerhalb ihres Rahmens zu arbeiten. Sinnvoll kann eine Umdeutung der Metaphern sein, wenn sie, wie im Beispiel der Kampfmetaphern, sich auf ein neues und bejahenswertes Ziel (hier: die Abstinenz) richten. Wir gehen davon aus, dass KlientInnen in einem Netz von Metaphern leben und nicht einer einzigen Metapher folgen. Deshalb scheint es viel sinnvoller, ihre Bilder zu entwickeln statt neue Metaphern anzubieten.

Literatur:

- Lakoff, G. & Johnson, M. (2018). *Leben in Metaphern*. Heidelberg: Auer (9. Auflage).
- Aristoteles (o. J.). *Die Übertragung eines fremden Nomens*. In: G. Wolff (Hg.) (1982). *Metaphorischer Sprachgebrauch*. Stuttgart: Reclam.
- Rogers, C. R. (1987). *Eine Theorie der Persönlichkeit und der zwischenmenschlichen Beziehungen*. Köln: GwG.
- Schmitt, R. (2009). *Kampftrinker und andere Helden. Zur metaphorischen Selbstinszenierung eines Geschlechts*. In: M. Bidwell-Steiner, V. Zangl (Hrsg.) *Körperkonstruktionen und Geschlechtermetaphern*, S. 133-148, Innsbruck: Studien-Verlag.
- Schmitt, R.; Heidenreich, T. (2019). *Metaphern in Psychotherapie und Beratung. Eine metaphernreflexive Perspektive*. Weinheim: Beltz
- Schmitt, R.; Schröder, J.; Pfaller, L. (2018). *Systematische Metaphernanalyse. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Wickman, S. A.; Campbell, C. (2003). *The Coconstruction of Congruency: Investigating the Conceptual Metaphors of Carl Rogers and Gloria*, *Counselor Education & Supervision* Vol 43, p. 11-21

Rudolf Schmitt

Kontakt: r.schmitt@hszg.de